

# Germaniae supremus moderator

Theodor Heuss zum 70. Geburtstag

Von Ernst Müller

Vermutlich ist der Bundespräsident nicht nur Mitglied des „Schwäbischen Heimatbundes“, er steht sicherlich auch in den Mitgliederlisten anderer bundesrepublikanischer Heimatbünde. Die Tatsache jedoch, daß er geborener Württemberger ist und aus Brackenheim stammt, ist schlechterdings unteilbar und verlangt Erfüllung eines Anspruchs.

Der Herausgeber der „Schwäbischen Heimat“ leitet daraus das Recht ab, dem Manne, der seit eh und je im politischen Dienst des ganzen deutschen Volkes gestanden ist, einen kleinen Geburtstagsgruß in dieser Form darzubringen zu seinem 14. Lustrum. Der Neckarschwabe, der hier das Wort nimmt –, wir schreiben die Iden des Januarius anno 1954 – erlaubt sich als Angehöriger der nächstjüngeren Generation des Jubilars einiges mitzuteilen, über das er nachgedacht hat.

Seit dem 12. September 1949, also seit dem Tage der Wahl des Abgeordneten Dr. Theodor Heuss zum Oberhaupt der Bundesrepublik Deutschland, haben eifrige Verleger und Redakteure alles abgedruckt, dessen sie habhaft werden konnten über Herkunft, Leben und Wirken des ersten Mannes im Staate. Die alten Freunde und Mitstreiter wurden befragt und um Beiträge gebeten, man sammelte Anekdoten um den alten Politiker zum Ruhme des neuen Bundespräsidenten, und je näher der 70. Geburtstag heranrückte, um so mehr schwollen die Erinnerungen und Begegnungen an. Das ist einerseits verständlich und menschlich begreifbar, aber es riecht auch ein wenig nach Übereifer und fördert ungewollt oft Wortbenennungen, die nicht so ganz stimmen. So ist es dem Schreiber zum Beispiel aufgefallen, daß nicht nur die vielen Freunde von Theodor Heuss, die jenseits der Mainlinie ihre Heimat haben, sondern gerade auch Württemberger ganz unbefangen, wenn sie dem Jubilar etwas besonders Nettes und Wesentliches sagen wollten, ihm den Ehrennamen eines echten und rechten Schwaben gaben. Ein Schwabe jedoch, der weiß, was dieses Wort aussagt, wird des hohen Mannes Bedeutung in keinem Pünktchen schmälern, wenn er aufrichtig und nüchtern feststellt, daß Theodor Heuss gar kein Schwabe, sondern ein waschechter Franke ist. Besagter Schwabe hört dies nicht nur an der Mundart – Gott sei Dank hat sich der vielbemühte Redner Heuss nie ange-

strengt, Bühnendeutsch zu sprechen; aber an seinen helleren Nasallauten erkennt unsereiner sofort den Franken – er weiß es auch von Heuss selbst, der in seinem Buch „Vorspiel des Lebens“ die Abstammung seiner Familie bis 1640 aus dem Neckardorfe Haßmersheim mitgeteilt hat, einem Dorf, das ganz unzweifelhaft nördlich von Heilbronn im tiefsten fränkischen Stammesraum liegt, ja das sogar seit Jahrhunderten – o Schreck – badisch war. Die weiblichen Glieder seiner Ahnenschaft weisen zum Teil in die Pfalz und nach Bayern; Schwäbinnen kommen unseres Wissens nicht vor. Doch, um sein gutes Württembergertum zu betonen, fügt der Biograph schnell hinzu: „Wir waren gute württembergische Patrioten und nicht ganz frei von den Gefühlen der Überlegenheit, die von den Schwarzroten gegen die Gelbroten gepflegt wurden“ (S. 19). Das fränkische Gebiet um die Reichsstadt Heilbronn kam dann 1803 zu dem größtenteils „schwäbischen“ Kurfürstentum Württemberg. Aber erst im späten 19. Jahrhundert, also schon tief im Bismarck-Deutschland, wurde es Mode, die Württemberger insgesamt mit Schwaben zu bezeichnen, wenn man ihre kulturellen Eigenheiten etwa gegen Preußisches abheben wollte.

Die schon erwähnten Freunde des Bundespräsidenten mögen aber nun wissen, daß es gerade württembergische Franken im 19. Jahrhundert waren – und dazu gehört auch der Vater von Theodor Heuss – die weit mehr als die „Schwäbischen“ Württemberger Demokraten waren und die von Heuss immer wieder an wichtigen Stellen gerühmte freiheitliche Gesinnung und den 1848iger Geist im Königreich hochgehalten und gegen die schwäbische Enge und Langsamkeit, manchmal auch gegen den König und den Hof in Stuttgart, aktiv ins Feld geführt haben. Denn der Schwabe, seit Jahrhunderten an einen kräftigen Absolutismus gewöhnt, besitzt nicht diesen tätigen Ausgriff und die gelöste Weltoffenheit, wie sie dem Franken eigen ist. Gerade das „Fränkische“ an Theodor Heuss ist diesmal auch dem Schwaben und Württemberger zugute gekommen. Sei's drum, wir nehmen es gerne hin und freuen uns, daß man in Bonn einen so guten Abkömmling des Schwabentums hat und meinen nur mit Bedauern, daß in der Bundesrepublik zu wenig Schwaben mit Regierungsämtern betraut sind.



Fast muß dieser exemplarische Eine für die Fehlenden stehen! Unser Nachbarstaat Bayern dagegen kann sich in dieser Beziehung gewiß nicht beklagen.

Überdies spricht Heuss in den erwähnten „Vorspielen“ auch immer von seinem Schwabentum und könnte dabei doch mit so trefflichen fränkischen Argumenten etwa seines Vaters und seine eigene jugendliche Abneigung Stuttgart und dem gebundenen höfischen Lebensstil gegenüber begründen. Die Heilbronner haben etwa bis zum Sturze der Monarchie immer viel auf ihr eigenbrötlerisches, individualisiertes Klein-Patriziertum gesehen. Was die Schwaben und den König aber nicht gehindert hat, gerade Franken an erste Stellen nach Tübingen oder an die Spitze der Regierung zu berufen. Franken waren es, die den weiteren Blick hatten und das Staatsgebilde Württemberg dem Bismarckreich zuzuführen halfen.

Für Theodor Heuss, wie für alle seiner Generation, war Württemberg die politische und Schwaben die geistige Heimat. Seine erste kleinere Schrift legte dies auch bekenntnismäßig fest. „Schwaben und der deutsche Geist“ erschien bei Ausbruch des ersten Weltkrieges. Schon der Titel zeigt an, daß der Verfasser das Schwäbische nur noch unter dem Aspekt des Deutschen ernst nehmen konnte. Diese achtzig Seiten wollen ein Beitrag des schwäbischen Geistes zum deutschen und zum Weltgeist sein. Schiller war für Heuss die erhabenste Fassung deutschen Wesens, Pfizer gab „die tiefe Durchdringung der freiheitlichen mit vaterländischen Gedanken“, Friedrich List galt ihm als „gewaltiger, bewegender Glaube des arbeitenden Deutschtums“ und Uhland bedeutete ihm die eherne Forderung nach einem Rechtsstaat. Genauer gesehen, wirkten in derartigen Wertungen bereits Naumannsche Gedanken, und als Schüler und Schildhalter des sächsischen Pfarrers und Sozialreformers hat Theodor Heuss auch seinen Weg gemacht. Was für Schiller Kant, das war für ihn Naumann, durch den er seine hohe schriftstellerische Begabung in den Dienst der Politik und einer bestimmten demokratischen Ideologie stellte, in die sein schwäbisches Erbe vollkommen einschmolz.

Doch das ist in diesem Zusammenhang nicht weiter zu verfolgen. Es genügt zu sagen, daß bei Heuss, so oft und sogleich er auch die Feder ergriff, um schwäbische Dichter – besonders in seiner Heilbronner Redakteurszeit 1912–1918 – bekanntzumachen und zu porträtieren – der Fall Hesse zeigt am sichersten, was Literatur für ihn war, um über schwäbische Maler in geistvollen Essays zu handeln, um in Zeitschriften besonders über schwäbische Gestalten aus dem 19. Jahrhundert Blätter der liebevollen Erkennt-

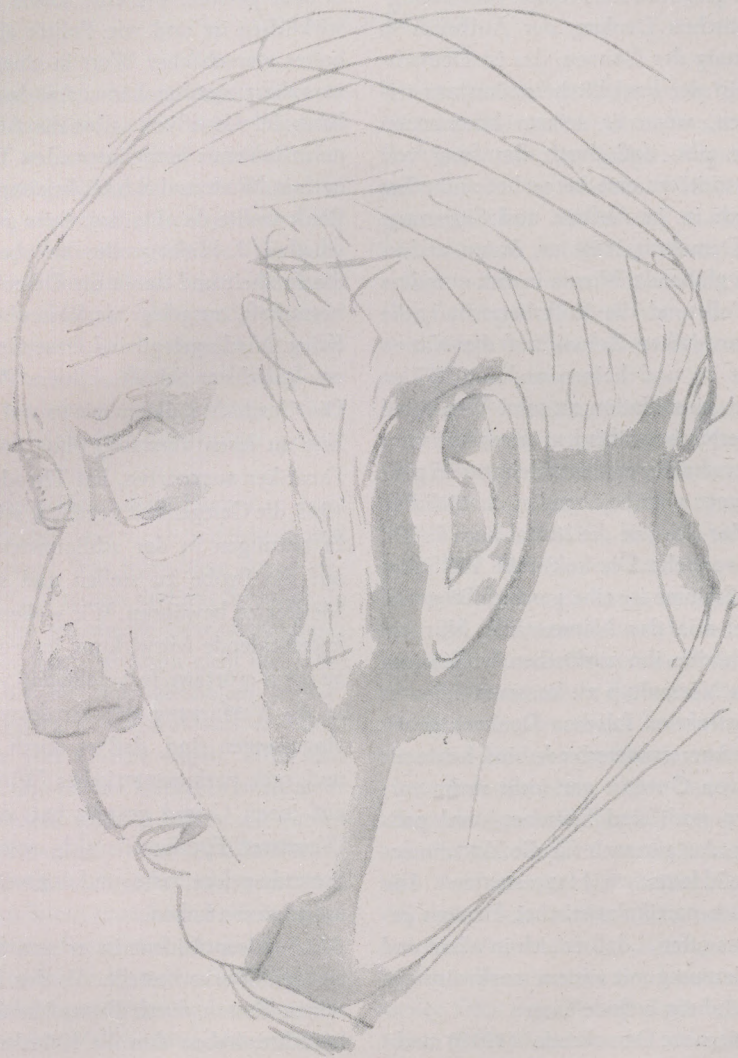
nis zu schreiben, das Schwäbische nur nebenher ging, während sein eigentliches Tun und Schreiben in einer anderen Richtung lief.

Den Auftrag, den ihm Robert Bosch 1942 in der Zeit seiner inneren Emigration gab, hat Heuss nicht mehr ganz mit der hohen Meisterschaft des Stilisierens vollenden können, wie wir es von seinen großen Biographien über Naumann, dem Gipfel Heussischer Universalbetrachtung und Geschichtsdarstellung, oder seinem Buch über Anton Dohrn her gewöhnt sind. Den Publizisten und Gelehrten rief 1945 die Politik wieder zurück an die Stelle, von der ihn das Hitlerregime 1933 verstoßen hatte.

Der Schreiber möchte an dieser Stelle, da die musischen Leistungen des Jubilars für das Schwäbische im Vergleich zum schriftstellerischen Gesamtwerk nicht eben viel abwerfen, noch einige Gedanken niederschreiben, die seines Erachtens über den Politiker sich anbieten, und die aus der spezifisch fränkisch-württembergischen Haltung abgeleitet werden können. Gedacht ist zuerst an die Vorstellung vom Reich im Verhältnis zum heimatlichen Württemberg.

Nicht durch Naumann, der als Wirkungskraft noch ganz dem Kaiserreich angehört, sondern durch seine württembergische Auffassung vom Staate, der Demokratie und dem deutschen Reich ist der Politiker Heuss als Mann der Deutschen Demokratischen Partei nach dem Zusammenbruch der monarchischen Bundesstaaten 1918 zum Freunde und Fürsprecher einer zentralistisch gelenkten Reichspolitik geworden. Ihm ging es und geht es bis auf den heutigen Tag um das ganze Deutschland, er ist überzeugt, daß die Zeit loser staatlicher Zusammenfügungen innerhalb des deutschen Raumes vorbei ist. Hier denkt er groß-schwäbisch, staufisch. Die demokratischen Einrichtungen sind für ihn die förderlichsten Mittel, einen deutschen Ordnungs- und Rechtsstaat herzustellen. Dies hat er schon 1917 formuliert in seiner Schrift „Die Bundesstaaten und das Reich“. Als geschichtlich denkender Politiker weiß er, daß jede staatliche Ordnung, die hinter das Bismarckreich zurückgeht und partikularistische Stammes- und Länderselbständigkeiten erhalten will, die größere Idee Deutschland aufs höchste gefährdet. Aus dem südwestdeutschen Geiste von 1848 geboren ist seine Beurteilung der deutschen Mittelstaaten von Napoleons Gnaden. Er hält sie für „staatliche Parvenugebilde“. Sie haben kein geschichtliches Recht mehr, sie können aber eine aus falscher Ehrfurcht vor ihrer Territorialgeschichte erzeugte geschichtliche Schuld auf sich laden, wenn sie weiterhin „partikularistische Orgien ihrer Staatshoheit“ feiern wollen. In einer Rede im Dinkelacker-





## Theodor Heuss

Porträtstudie von Gerhard Marcks

Mit freundlicher Erlaubnis des Künstlers und des Verlegers entnommen aus „Begegnungen mit Theodor Heuss“, herausgegeben von  
Hans Bott und Hermann Leins, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen



Saal zu Stuttgart sagte er 1919, freilich unter Protest seiner Parteifreunde: Baden und Württemberg gehören zusammen, die jetzigen historischen Grenzen sind bedeutungslos.

Demokratie ist ihm geradezu die Freiheit vom zwanghaften partikularistischen Denken, der Aufbruch in die sittliche Gestaltung des Ganzen, das ist Deutschland. Ganz der Geist der Paulskirche strömt aus seinen Formulierungen, wenn er seinem besonnenen Glauben Ausdruck gibt, daß durch Berufung von selbstgewählten Autoritäten erst das wahre und echte Deutschland möglich ist in Aufbau und Sicherung. Als schwäbischer Demokrat trägt er, kaum anders als ein Uhland, das glühende Wissen in sich von dem Glauben an das Volk und die Volksherrschaft, die anders als in monarchischen Zeiten, auf die Nation als solche gerichtet ist und keinen anderen Willen haben kann als den, eine Nation zu sein. Wiederum im Einklang mit bester schwäbischer demokratischer Überlieferung unterscheidet er den ablehnenden politischen Partikularismus vom bejahenden „natürlichen Partikularismus“, der sich wie die Moral nach F. Th. Vischer von selbst versteht. Die kulturelle Vielfaltigkeit der deutschen Stämme ist eine geschichtliche und eine Naturtatsache, wie das Naturrecht. „Nur ein doktrinäres Hirn möchte ihn auslöschen wollen, um zu einem deutschen Normaltyp zu kommen“, den es lediglich in der Abstraktion falschen Denkens geben kann. Oder „die Stammesunterschiede sind heute als politischer Faktor von Gewicht gar nicht mehr vorhanden. Nirgendwo noch sind Stammes- und politische Grenzen eins: das gilt auch für die Zusammensetzung der drei süddeutschen Hauptstaaten“. Für sein eigenes natürlich partikularistisches Denken gesteht Theodor Heuss offen, „daß er sich in allem und jedem in Übereinstimmung mit seinem merkwürdigen Heimatland Württemberg befinde“.

In seiner Schrift „Die neue Demokratie“ (1919) macht der Historiker in ihm den Versuch, die Demokratie, worunter er nie die Parteienherrschaft oder geschichtliche Betriebsamkeit und geistloses Funktionieren eines Beamtenapparates meint, als die älteste und deutscheste aller Lebensformen darzustellen, indem er auf Tacitus verweist und in dem Genossenschaftswesen des Mittelalters und den Selbstverwaltungskörpern der Reichsstädte eine unmittelbare Äußerung urdeutschen demokratischen Willens sieht. Die sittliche Grundlage jeder demokratischen Staatshoheit ist ihm nie die Macht oder das Gruppeninteresse, sondern die Freiheit und Würde des Menschen, der sich

freiwillig als Glied einer Nation fühlt und vom Bewußtsein erfüllt ist, selbst an der Ordnung mitschaffen zu wollen. Als Lehrer an der deutschen Hochschule für Politik in Berlin hat Heuss jahrzehntelang seine Schüler gelehrt, wie eine solche Demokratie zu verwirklichen ist und wie Politik als Wissenschaft und hoher menschlicher Wert in einem System der Ethik verankert werden kann. An dem eben Dargelegten kann der Leser von selbst die Ablehnung des Nationalsozialismus entnehmen, den Theodor Heuss dann auch in Wort und Schrift bekämpft hat: 1. Das Dritte Reich wollte das Unding eines genormten Deutschen schaffen, 2. Hitler wollte das oberste Gut vernichten, die Freiheit und damit die Demokratie, 3. die Volksherrschaft, ausgelegt als Rassenherrschaft, führt zum Krieg. Niedergelegt sind diese Gedanken in Heussens erfolgreichster Schrift „Hitlers Weg“ (1932).

Die Geschichte, die er mit so viel Vernunft und Klarheit zu lesen verstand, ohne zum Dogmatiker und Fanatiker auszuarten, hat Theodor Heuss dann nach 1945 die Gelegenheit gegeben, seine Erkenntnisse und Erfahrungen in der schlimmsten Zeit Deutschlands auf die Probe zu stellen und sich selbst als einen Meister zu bewähren. Wir wollen hier nicht Heussens entscheidende Mitwirkung im Parlamentarischen Rat zu Bonn erörtern: fest steht, daß seine Hauptgedanken in die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland eingegangen sind, daß er durch seine Persönlichkeit und sein parlamentarisches Wirken die Verfassung auf jenen Grund gestellt hat, den er während der Weimarer Epoche für sich, seine Partei und seine Freunde gelegt hatte, und den wir in den Hauptzügen aufgewiesen haben.

Als Bundespräsident ist er nun zum Wächter seines eigenen Werks bestellt. Als der Bundespräsident auf seinen Reisen durch Deutschland auch Maria Laach besuchte, haben ihm die Mönche die *laudes festivae* gesungen, und der Abt hat ihn begrüßt mit den liturgischen Formeln, die man im Mittelalter den Königen sang: „*Germaniae almae patriae supremus moderator*“. Dem obersten maßhaltenden Herrn des lieben Vaterlands Deutschland. Nicht ohne Absicht, meinen wir, haben die Mönche dem protestantischen Staatsoberhaupt solche Anerkennung gesungen. Wir bezweifeln, ob einem nichtschwäbischen lutherischen Präsidenten eine solche Huldigung zuteil geworden wäre. Auch ein anderes Stück deutscher Not, die Konfessionsnot, ist in seinen Mittlerhänden aufgehoben.